

Sonntags-Blatt

Beilage des „Anzeiger und Herold“.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 22. Sept. 1899.

Jahrgang 20. No. 3.

Der moderne Besucher Pompejis, die Eisenbahn vom Ufer des Neapolitanischen Golfes her nach den Ruinen der alten Stadt führt, pflegt dieselbe als das „Seehor“, die Porta Marina, zu betreten und deshalb noch vor Eintritt in die alten Straßen und Räume dem am Eingange gelegenen Völkermuseum einen Besuch abzustatten. Was jedermann hier an der feinsten, in die Glasfächer bewahrenen Gips-Abdrücke von Menschen, die theils ruhig, wie schlafend, theils mit verdrehten Gliedern, die Spuren eines Todesstampfes, daliegen. Es sind die überaus ausdrucksvollen Gestalten aller Bewohner der Stadt, die bei der furchtbaren Katastrophe des 24. August 79 n. Chr., also vor nunmehr 20 Jahren, durch den Ascheregen versepult worden sind. Neben den menschlichen Gestalten sieht man auch einen Hund, ein schlankes, gefaltetes Thier, das in einen Korb angehängt war, so hoch wie möglich auf die wachsende Vismuschicht hinaufgegriffen, aber nicht in der Höhe erlittet ist.

Belanntlich erfolgte jener furchtbare Ausbruch des campanischen Vulkans, der weithin Städte und Dörfer blühende Gestalten unter einer mächtigen Aschendecke begrub, völlig unerwartet. Ein Zufall hat uns genaue Schilderungen der Vorgänge bei dem verhängnisvollen Vesuv-Ausbrüche überliefert und vielfach bekannt sind die Zeichnungen Strabos und Plinius' Jüngeren oder doch die meisterhafte, diese Berichte geäußerte Darstellung Vulturns in seinem berühmten „Die letzten Tage von Pompeii“.

Der Boden der Stadt ist reichlich mit Scherben und kleinen, sehr leicht zu erkennen bedeckt, über denen eine durchschnittlich 2 Meter hohe Aschenschicht liegt. Die Verschüttungen können — mit Ausnahme einer glühenden Schlacke — nicht erdlich heiß gewesen sein, da sie sonst Brandspuren hinterlassen hätten; die Karbonisation des Holzes und anderer Gegenstände hätte chemische Ursachen. Die Körper umgekommen zeigen deutlich, wie durch die Asche und die Asche sind, ohne sich zu verbrennen. Asche sind nicht bis nach dem einen alten Nabehügel erbauten Peji gelangt.

Während in Cereulaneum die Verhüllungsmassen z. T. mit Wasser, theilweise dem eines Regengusses, nicht eingedrungen sind und diese Massen im Laufe der Zeit zu einem Aufsteigen erhardt ist, die die Asche sehr erhardt, dürfte die Asche in Pompeji nur durch lose trockene Asche begraben worden sein. Viel hat die und da später eingedrungen Wasser dazu beigetragen, mit Asche den feinen Schlamm zu bilden, in welchem sich oft nicht nur die Leichen, sondern auch die Haare, Finger und Schmuckgegenstände der Verstorbenen auf deutliche Weise abgedrückt.

Hinterwärtig ist die Hälfte der Stadt zerstört und nach den Leichenfunden man annehmen, daß die Zahl umgekommenen im Ganzen 12000, doch ist jedenfalls die Annahme von August Man, der die Zahl der Hülflichen auf ca. 2000, d. h. unter den 15. Theil der Bevölkerung geschätzt, nicht zu hoch gegriffen, jedenfalls viele Leichen vollständig unversehrt geblieben sind.

schmerzlos gewesen sein. Den Eindruck des tiefsten Friedens macht die Gestalt eines 50—60jährigen Mannes, der schlafend vom Tode überrascht worden ist. Den groben, aber scharf gezeichneten Zügen und der nur aus Gürtel und Schurz bestehenden Kleidung zufolge kann man ihn für einen Arbeiter oder Sklaven halten, der wohl seine Siesta hielt, als die Katastrophe eintrat. Mit gekrümmten Knien, das linke Bein etwas herausgezogen, die rechte Hand unter die Wange gelegt, ruht er auf der linken Seite. Seinen festen Schlaf hat weder das Erdbeben, noch der Lärm der erschreckten Bewölkung gestört. Ohne zum Bewußtsein zu kommen, ist er hinübergeschlummert; die wohlhaltene Figur zeigt noch jetzt das treue Bild eines friedlich schlummernden.

Von den vier Personen, die rückwärts niedergefallen sind, muß gleichfalls angenommen werden, daß sie einen sehr plötzlichen Tod gehabt haben. Es sind: eine nicht mehr jugendliche, schmächtigere Frau von ungewöhnlich großer Statur, deren Gesicht halb von einem Tuche verhüllt und durchaus nicht einstellt ist, und drei Männer, die in der Haltung noch die Spannung der Lebensenergie erkennen lassen. Einer der Männer, vielleicht ein Neger, ist im Begriff gewesen, mittels einer Eisenstange, die sich neben ihm befand, sich einen Weg, sei es durch eine Mauer, sei es durch einen verschütteten Ausgang, zu bahnen. Von der Asche oder den Dämpfen übermäßig ist er rückwärts niedergefallen und augenblicklich verstorben. Die Arme, in denen er das Werkzeug hielt, sind noch erhoben und gekrümmt.

Nicht ganz so plöglich dürften drei Personen gestorben sein, die auf dem Gesicht liegen. Von den beiden weiblichen ist die eine, die von schmählicher Gestalt und wohl beehrt ist, das Gesicht in die Arme geborgen, als sie gesehen, daß dem dichten Ascheregen nicht mehr zu entkommen war. Die andere, die in einer Gruppe mit einem Manne gefunden ist, liegt mit dem Kopf, über den sie zum Schutze das Gewand gezogen hatte, auf dem linken Arm und hat beide Hände wie im Todesstamme fest geschlossen. Ein Mann ist wahrscheinlich von stürzendem Gestein niedergeschlagen worden. An dem erhobenen Kopfe und den gebogenen Armen und Fingern sieht man, daß er sich vergebens wieder zu erheben suchte.

In anderthalb Jahrhunderten, in denen aber nicht ohne erhebliche Unterbrechungen gearbeitet worden ist, konnte fast die Hälfte der alten Stadt an's Tageslicht gebracht und dadurch unsere Kenntniß des Alterthums und aller seiner Lebensäußerungen ungeahnt bereichert werden. Wird dauernd mit der gegenwärtigen Aufbietung von Mitteln, Arbeitskraft und Umlauf weitergearbeitet, so kann um die Mitte des nächsten Jahrhunderts die Arbeit vollendet sein.

Niederländische Zaubertruppen.

In dem neuen Heft der „Zeitschrift für Volkskunde“ berichtet Richard Andree auf Grund von Mittheilungen des Directors des egyptischen Museums, Bomoni, über eine seltsame Entdeckung, die in der Geschichte der niederländischen Volkskunde bisher einzig dastehet. Bomani forschte in einem alten niederländischen Hause des Dorfes Boteldamer, in der Nähe von Gele, nach bäuerlichen Ueberlieferungen. Der Besitzer des Hauses öffnete dabei auch eine alte Truhe, „Lade“, in der früher die Bauern Kleider und Leinwand aufzubewahren pflegten. Diese Truhe haben fast immer noch eine kleine „Beilade“, ein besonderes, an einer Seite angebrachtes Fach, in dem Schmuckgegenstände, baare Geld und dergleichen geborgen wurden. Bomani fiel dabei auf, daß die Beilade sehr hoch war, und bei weiterer Nachforschung entdeckte er einen doppelten Boden. Er wurde geöffnet, und es fanden sich nun darin vier seltsame Puppen, die man wohl sicher als „Zauberpuppen“ bezeichnen kann. Sie haben eine Länge von 20 bis 28 cm, sind sehr schlank und 2 bis 4 cm breit. Der Körper besteht aus müde geworbener Holzspan von wenigen Millimetern Dicke, die deutlich die Zeichen des Alters an sich trägt. Er ist mehrfach mit einem „Blüthen“ (Lappen von grober, weißer Bauernleinwand) umwickelt und mit treuzweis angelegten Fäden überbunden. Die Figuren sind ungleich gearbeitet. Bei der größten ist durch die Bildung der Leinwand und die Umschnürung mit einem Faden eine Art Kopf hergestellt worden. Eine der Puppen, die von Andree geöffnet wurde, enthielt außer dem Holz-

span am oberen Ende desselben eine schwarze, brennbare Masse, auch ein rother Farbstoff von der Größe eines Zehntheilstückes war am Span bemerkbar. Ueber die Bestimmung der Puppen war es schwer, etwas Sicheres herauszubringen. Nur ein alter Bauer im Dorf erklärte, in seiner Jugend wären hier und da bei den Bauern der Umgegend von Gele solche „Sympathie- oder Zaubertruppen“ angewendet worden, merkwürdigerweise zu zwei ganz entgegengegesetzten Zwecken. Man glaubte, durch sie einem zu großen Kinderlegen vorbeugen zu können, und andererseits auch die Fruchtbarkeit bei Frauen, die bisher keine Kinder hatten, hervorzuheben. An und für sich ist diese Deutung nicht unwahrscheinlich. Das Zweifelhafte war in Hannover und Braunschweig allgemein verbreitet, und es ist möglich, daß man auch solche Zaubertruppen zu Hilfe nahm. Vielleicht aber auch könnte man die Zaubertruppen, da sie in der Beilade der Truhe, wo der Bauer sein Geld aufbewahrt, gefunden wurden, als eine Art von „Hedemännchen“ auffassen, die zur Vermeidung und Bewahrung des aufgelisteten Schades dienen sollten.

Ein künstlicher Kehlkopf.

Seitdem Professor Billroth im Jahre 1873 zum ersten Mal die totale Kehlkopfexstirpation, die Herausnahme des ganzen menschlichen Kehlkopfes, mit Erfolg ausgeführt hat, ist durch diese Operation bereits sehr vielen an Kehlkopfkrebs Leidenden das Leben gerettet worden. Leider aber geht — und das schreit manchen zurück — mit der Herausnahme des Kehlkopfes auch die menschliche Stimme verloren, und alle Versuche, durch Einfügung eines künstlichen Kehlkopfes aus Kautschuk oder ähnlichem Material an die Stelle des alten die Stimme wieder herzustellen, sind bisher so gut wie erfolglos geblieben. Ganz neue Ausrichtungen auf diesem Gebiet eröffnen nun, wie uns mitgetheilt wird, ein vor kurzem von dem Breslauer Chirurgen, Professor Mitulitz, ausgeführter Versuch. Bekanntlich bildet sich beim gefunden Menschen, indem die ausgeathmete Luft die Stimmritze des Kehlkopfes in Schwingungen versetzt, die Stimme. Diese Stimme aber wird erst articulirt, wird erst zur Sprache dadurch, daß aus ihr durch die verschiedene Stellung des Gaumens, der Zähne, der Lippen u. s. w. die verschiedenen Laute gebildet werden. Es entsetzt also beim natürlichen Sprechen zuerst die unarticulirte Stimme, dann aus dieser auf dem Wege durch den Mund die articulirte Sprache. Bei dem von dem Professor Mitulitz durchgeführten Versuch ist die Reihenfolge umgekehrt. Gegenstand dieses Versuches war ein siebenundvierzigjähriger Mann, der an Kehlkopfkrebs litt und dem vor einigen Monaten der ganze Kehlkopf herausgenommen worden war.

Hierdurch verlor er die Stimme, so daß er sich nur noch ganz nahe bei ihm Stehend, die genau seine Mundbewegungen verfolgten, durch ganz leises Flüstern mühsam verständlich machen konnte. Professor Mitulitz hat nun, um diesem Manne die Stimme wiederzugeben, eine Art Metallpfeife konstruirt, welche der Patient vermöge eines leicht zu handhabenden Mechanismus, wenn er sprechen will, selbst unmittelbar vor seinem Munde befestigen kann. Beim Einathmen der Luft tritt diese Pfeife nicht, da dies durch ein Ventil verhindert wird. Die Luft tritt vielmehr frei in den Mund und wird von da mit Hilfe eines Schläuchchens und einer in die Luftröhre eingefügten Canüle in die Lungen geleitet. Beim Ausathmen nimmt die Luft denselben Weg; im Munde bilden sich jetzt infolge der verschiedenen Stellung der Lippen, Zähne u. s. w. die einzelnen Laute, die aber leise Flüsterlaute bleiben würden, wenn sie nicht beim Verlassen des Mundes durch die nun in Thätigkeit tretenden Stimmritze der Pfeife ebenso laut und erkennbar würden, wie die natürliche Sprache. Der Patient, an welchem Professor Mitulitz diesen erfolgreichen Versuch unternommen hat, ist im Stande, den Apparat ohne jede Schwierigkeit selbst abzunehmen und auch wieder einzulegen. Die Stimme des breitschultrigen Mannes klang allerdings fast so hell wie die eines 13—14jährigen Mädchens. Doch läßt sich hierin durch Abstimmen der Pfeife auf eine andere Tonlage auch eine Veränderung herbeiführen. Jedenfalls dürfte sich infolge dieses epochenmachenden Fortschritts in anderer Krebskranken, der sonst nicht in die Bornehme dieser schwerwiegenden Operation willigen möchte, bewegen lassen, einer totalen Kehlkopfexstirpation zuzustimmen, die ihm unter Umständen das Leben um 10 bis 20 Jahre verlängern kann.

Das Weib.

Von B. Kreis.

Da lagen die Beweise seiner Schuld! Ein väterliches Briefe! Karte, duftende Frauenbriefe mit einem Seidenbande umwunden. Mit demselben mattblauen, knisternden Band, das sie einst in einer Stunde frühlichen Lebermuthes in ihre Waden geschlungen. Da lagen sie, still und abnunglos, wie ein schüchternes Lächeln... Die Rostlöcher ihres Glückes. Das junge Weib vor dem geöffneten Schreibtiisch schluchzte. Ein wildes, thranenloses Schluchzen war es, das die ganze gewaltige Last der ersten tiefsten Qual aus der Seele stoßen wollte...

„Ja, aber was es Wahrheit? Lebte sie, kühlte sie? Täuschte sie nicht ein nachdunkler Traum... ein Phantom, eine Angstvision? War es möglich? Möglich, daß diese hellen, duftenden Effenbeinblätter den Sturm in ihr Leben trugen? Den großen Sturm, der die Baustetten fridte auf seinem Weg? War es möglich, daß diese sanfte, schlichte, verliebte Frauenschrift nachsucht, Haß und Eiferlucht in ihr Dasein säete und die welktrankte Qual eines verlorenen Lebens? War es denn möglich? Und ruhig und schuldlos lagen die Briefe auf dem Schreibtiisch, als wüßten sie von nichts... Still und furchtlos lagen sie... die duftenden Verwässerung... Und ein Weib verging in dem erstidenden Feuerathem des Schmerzes... Weibend treuschte sie auf in ihrem Weib: Die weißen, zärtlichen Blätter grünen Vertath. Die weichen, abnunglosen Schriftzüge lächeln Verachtung... Das Glück ist Betrug... Und Betrug ist Alles... Alles... Sie hatten sie betrogen, heimtückisch, hinterücks... Tag für Tag! Stunde für Stunde! Sie hatten in ihren schönsten Momenten das abnunglose Spielzeug ihres Glückes verpöten... gehöhnt... an's Kreuz geschlagen... und was am furchtbarsten war... bemitleidet. Die Freundin, die sie geliebt! Der Mann, den sie angebetet! Sie hatten betrogen, verrathen, verstoßen... Es that ihr so weh, zu denken. Ihre starren Augen bohrten sich in starrer Verzweiflung in das dunkle Tapetenmuster. Wie mit eiserner Hand griff es nach ihrem Herzen. Ihr Wesen lag stumm und ertödtet. In jammerloser Enttäufung. Sie rang nach Athem, nach Fassung, nach einem Schrei, einem wilden, brohenden, befreienden... Aber wie ein luftleerer Raum lag es rings um sie. Und die Erregung triumphirte über ihre schwächlichen Veruche. Wie hatte sie sich nach Gewißheit gesehnt in der jögernen Furcht stiller, einsamer Stunden. Und jetzt meinte sie dem Zweifel nach!

Wie hatte sie ihn geliebt, vergöttert, auf Händen getragen... den Mann, der ihr Leben zu einer tiefen unheilbaren Wunde machte... Und die Freundin... Warum nur sie es gerade war? Gerade sie! Mit der heuchlerischen Güte, mit der schamlosen Abfälligkeit, die sie für Freundschaft gehalten... Sie hatte ihre Briefe gelesen, einen nach dem anderen, die tollen, glühenden, lieberahenden Briefe, die keine Rücksicht kannten und keine Pflicht und keinen Stolz... Und jedes Wort war in ihre Seele gefallen wie eine Raketspize. Auch sie hatte ihren Stolz geopfert, als sie sie las... Aber sie hatte auch ihr Glück zu Grabe getragen und ihr Leben... und ihre Liebe... Fieber zudte in ihr und begehrender Haß. Mit scharfen Messern wühlte er in ihrer Seele. Das Athmen der Stille kühlte sie und das Wirbren der Setunden. Sie durchlebte ein Menschenleben in dieser Stunde. Sie haßte die Weiden, die ihr Leben waren, ihr Sein und ihr Schicksal. Vernichten würde sie sie, zerhacken, morden. Das Glück, das Jene auf ihrem Glend erbaute — in Fieber wollte sie es zerreißen. Kein Mittel sollte ihrer Rache genügen. Langsam dachte sie sich in jene unaussagbare Wuth, die über den Rachenwün-

fchen die Schmerzen vergessen macht, die etwas Lindernendes an sich hat — etwas Befreiendes. Und dann hatte sie mechanische Gedanken, von denen sie nichts wußte. Morgens kam die Schneiderin, Abends hatte sie eine Loge in der Oper. Und sie wollte die neue, weiße Blouse anziehen, die ihr so gut stand, die ihr Gatte so liebte... Ihr Gatte? ... Und wieder kamen die Wogen herangebroht in erneuten, heftigem Anprall... Und der Schmerz bohrte in den offenen Wunden... Alles in ihr bäumte sich auf gegen das Leben. Drohend breitete sie ihre Arme aus... Rein, sie wollte nicht morden, die Weiden... Wo zu? Der Drang zur Liebe ist mächtiger wie der Drang zur Pflicht. Sie kühlte es. Das Fremde, Seltsame, Verbotene hat nicht Raum in der farblosen Alltäglichkeit.

Rein, sie wollte sie nicht morden... Aber sie wollte sich aus der Welt schaffen... das unedle Stäubchen, das die Wunde muthwillig durch den Weltraum trieben. Sie wollte sterben, sofort... ohne ihn noch einmal gesehen zu haben... den sie verachtete... ohne Rache... Wie ein Schandfluch wird es über seiner Liebe liegen: das furchtbare, Geheimnißvolle, das ihren Tod umgab. Wie eine große Vergeltung wird es sein... Wie eine große Erlösung...

Die Uhr schlug sieben dumpfe, vorwurfsvolle Schläge. Sie erschraf. Jedes Augenblick mußte er ja nach Hause kommen... Schon war es ihr, als hörte sie seine Schritte in der Ferne... Mechanisch legte sie die Briefe in den Schreibtiisch zurück... Mechanisch veruchte sie darüber nachzudenken, ob sie an derselben Stelle lagen wie früher. Dann zog sie den Schlüssel ab... ganz leise, behutsam... jedes Geräusch that ihr weh... und steckte ihn in den Rod ihres Mannes... in die Tasche, in dieselbe Tasche, in der sie ihn gefunden... Und wenn er kommt... Da wird sie vor ihn hintreten, nicht als Bittende, Bettele, wie sonst... nein, als Verlangende, Fordernde... Das Leben wird sie begehren, das er ihr gestohlen. Die Jugend, die sie an ihn verschwendet... Das Glück, das er getödtet... Und wenn er bendend und beschämt und schuldbeußt zu ihren Füßen lag... dann wollte sie ihm ihre Verachtung in's Gesicht spuden... und die Mährerkrone von der Stirn schleudern... Er trat in's Zimmer. Mit dem sorglosen, sonnigen Lächeln, das sie unaussprechlich liebte, mit dem hellen, frühlingstrunkenen Blick, der ihr wie eine Verlobigung war... Sie stand am Fenster und blickte hinab in's Gemüth. Ihre Augen suchten die Schatten auf dem Erdboden... die tanzennden, flüchtigen, schleichenden, wandelbaren... Er trat ganz leise hinter sie und legte seine Hand über ihre Augen. Sie hörte ihn, aber sie regte sich nicht. Nur die Berührung that ihr weh und sie zudte zusammen, wie wenn eine Raue über ihre Haut kroch. Unwillig schüttelte sie seine Zärtlichkeit ab. Er war an ihre Launen gewöhnt. „Sei nicht böse“, sagte er einfach und küßte flüchtig ihre Hand. Dann begann er abnunglos, mit froher Herzlichkeit die Ereignisse des Nachmittags zu erzählen. Sie schaute ihn an. Mit großen, fremden Augen. Sie hörte den Laut seiner Worte. Aber sie wußte nicht, wovon er sprach. Die Gedanken drängten sich und schlugen sich in ihr und verschwammen in einem farblosen Chaos. Diese schönen, lieben Augen, träumerisch und sehnsüchtig, wie eine Frühlingssnacht, die hatten vor Kurzem die Andere gegrüßt mit ihrem schimmernden Glanz. Diese Lippen hatten sie geküßt und mit Liebesworten umschmeichelt... diese Arme hatten sie umfassen in jauchzender Stunde... Der alte Jern raste auf in ihr. Sie wollte sprechen, schreien, ihre Anklage von den Lippen schleudern... Sie rang vergebens nach Worten... Sie wollte auf den Schreibtiisch zurückgehen, um sie ihm zu zeigen, die Beweise, die vernichtenden, unfehlbaren Beweise... Sie fand die Kraft nicht dazu. Nur ein Seufzer hob ihre Brust. Er hielt erschrocken inne.

Er sah den irren, gedankenweiten Ausbruch in ihren Augen... „Was fehlt Dir“, sagte er sanft und umschlang sie. Sie hatte nicht die Kraft, sich loszureißen... Sie kühlte deutlich, daß etwas von dem alten Zauber sie umfing, den seine Nähe ausschaltete... Der Glanz bewußter Schönheit lag über ihm. Ueberzeugendes Machtgefühl sprach aus seinem Wesen. Wie ein König stand er vor ihr, wie einer, der seine Verzeihung braucht... Einer von den Großen, Unabhängigen... Und als er sie jetzt umarmte und leise küßte... auf die Stirne, auf die müde geschlossenen Augen... da traten die ersten lichten Thranen in ihre Seele... Thranen, die das Blut von den Wunden spülten und den Haß aus dem Herzen...

Aber jetzt wollte sie sprechen, jetzt, wo der Jern entflohen war und nicht sie erfüllte als der tiefe, tiefe, nagende Schmerz... jetzt wollte sie ihm in leisen, weinenden Worten sagen... Und während er sie in seinen Armen hielt, dachte sie weiter und weiter... Mißfame Gedankenketten... Wenn sie es ihm sagte, da würde er sie nicht mehr küssen, nicht mehr stieflos mit seinen märdentiefen Augen. Ihr Stolz — der Stolz, den das gekränkte Weib vor dem Manne empfinden soll, der müßte sie von ihm trennen für immer. Er würde sie vielleicht haßfen, weil sie sich in sein Geheimniß gedrängt und in sein Glück... Wie die Profamen seiner Liebe, die sie jetzt noch empfang, voll Dankbarkeit — die... Nein! Nein! Heute nicht! Heute noch nicht! Sie schauerte vor den großen, schattenlosen Finsternissen der Einsamkeit... Sie legte beide Hände vor die thranenverschütteten Augen... An den Händen haßte noch etwas von dem Duft der zarten, weißen, verrätherischen Liebesriefen. Sie aber kämpfte gegen den Schmerz in ihrer Seele. Mit dem Heldemuth der Selbstlosigkeit, mit der Feigheit ihrer Lebenskraft... mit der Schwäche ihres Weibseins.

Ihr Haupt lag an seiner Brust. Ihre Thranen flossen. Er küßte ihre Haare, ihre Wangen. Seine Hände streichelten sie. „Vielleicht kann ich Dich trösten“, sagte er zärtlich. „Darum bist Du so traurig?“ Und da lächelte sie. Das Lächeln des Sieges. Das Lächeln der Ueberwindung. „Weil ich Dich zu lieb habe!“ murmelte sie leise... **Kanonensboot „Manila“.**

Laguna de Bah, der große See im Süden Manilas, dessen Abfluß der Pafsig ist, war während der bisherigen Auftände oft Zeuge blutiger Kämpfe. Manche Driftschiff an seinen Ufern war in den Händen unserer Truppen. Während der Regenzeit ist fast alles wieder verloren gegangen. Mit Ausnahme des besetzten Morong befinden sich die Ufer unter Kontrolle der Anrurgenten. Kanonenboote reconnoistren häufig die dortige Gegend. Unser Bild stellt auf einer solchen Fahrt das Kanonenboot „Manila“ dar.



Engelschiesßen. In Italien werden oft weite Strecken Landes vom Hagelschlag bedroht. Kürzlich wurde die Bevölkerung von San Giorgio von dem Herrannachen eines solchen Unwetters benachrichtigt. Sofort wurden mehrere trichterförmige Kanonen, wie unser Bild zeigt, ge-



den die sich herabhängenden Strecken gerichtet und entladen. Nach mehrmaligem Feuern zeigten sich Spalten in den Wolken, durch die man den blauen Himmel beobachten konnte. Umlänglich zog der Sturm darüber, ohne sich über die Gegend zu entladen.